„Boah, Crashout“

Ihre Stadt lässt sie im Stich, aber für Loreen, Amelia und ihre Freunde beginnt am Ende dieses Schuljahrs ein neues Leben. Unterwegs mit Zehntklässlern in Gelsenkirchen, die ihm trotzen, dem Sog zum Scheißegal.

Von Christoph Koopmann, Süddeutsche Zeitung, 25.7.2026

Ein Wunder wär jetzt gut. Oder halt irgendein Zeichen von oben, welches Oben egal, ob jetzt Himmel, also ganz oben, oder Lehrerzimmer, also so mitteloben. Loreen nimmt, was sie kriegen kann. Muss sich ja nicht gleich das Meer teilen wie auf dem Bild, das sie gemalt und vorne in die Kirche gestellt haben für ihren Abschlussgottesdienst, in dem die Pfarrerin mit den pinkfarbenen Haaren gerade sagt, der Abschied aus der Realschule sei ein bisschen vergleichbar mit dem Auszug des Volks Israel aus Ägypten. Wobei Schule jetzt auch nicht direkt Sklaverei sei. Jedenfalls: Moses brauchte ja auch das Wunder mit dem Roten Meer.

Als die Pfarrerin fertig gesegnet hat, bauen auf dem Treppenabsatz vor der Kirche erst mal zwei Männer einen IG-Metall-Pavillon auf. Gleich ist hier Demo. „Hände weg vom Sozialstaat“, steht auf einem Banner, das Loreen und die anderen nicht lesen. Haben gerade wirklich andere Sorgen als Rente, Wirtschaftskrise, Friedrich Merz.

Loreen läuft daran vorbei in ihrem grün glitzernden Kleid, mit ihrer grün glitzernden Handtasche und ihren wahnsinnig langen Nägeln. Auf weißen Pumps stakst sie die Treppe runter zu ihren Eltern, die in der Mittagssonne mindestens genauso viel Anspannung in den Gesichtern tragen wie die Tochter.

Gleich nämlich gibt es an diesem Freitagmittag Anfang Juli das große Finale. Für Loreen und Amelia, die überall zu zweit auftauchen, die sich seit dem Kindergarten kennen und ihre Ausbildung zusammen machen wollen.

Für Bilal, der so viel auf seine Disziplin und auf Ordnung gibt, dass es den anderen manchmal auf die Nerven geht. Für Shahad, die von sich selbst sagt, dass sie eine ziemlich große Klappe hat, für die sie einige Kids aus der Fünften und Sechsten nahezu vergöttern. Für Paul, der nie viel sagen muss, um seinen Punkt zu machen.

Für sie und für 97 andere Schüler des zehnten Jahrgangs der Gertrud-Bäumer-Realschule Gelsenkirchen gibt es gleich Zeugnisse. Die letzten. Also, hofft Loreen. Das Ding ist: Die anderen vier wissen schon, ob es geklappt hat mit dem Abschluss. Die Noten für die Abschlussprüfungen und fürs Mündliche haben sie schon vor zwei Wochen gekriegt. Nur sie steht in Englisch, Mathe, Deutsch genau zwischen Vier und Fünf. Was die Lehrer als Gesamtnoten aufs Zeugnis geschrieben haben, wird sie gleich erst erfahren.

Wenn Loreen auch nur in einem Fach eine Fünf bekommen sollte, wäre alles umsonst gewesen. Die wochenlange Lernerei, die vielen Nächte, die 90 Bewerbungen, die sie für ihren Ausbildungsplatz abgeschickt habe. Die ewigen Stunden für die Planung dieses letzten Tages,

damit heute alles perfekt wird, die Zeugnisfeier, die Party nachher, sie ist schließlich Schülersprecherin. Und natürlich das Kleid, die Handtasche, die Schuhe, die drei Stunden vorgestern im Nagelstudio. Wenn sie auch nur eine Fünf bekäme, könnte sie ihren Realschulabschluss vergessen.

Loreen und ihre Freundin Amelia, ebenfalls im Glitzerkleid, laufen vorneweg, erstaunlich schnell auf ihren Absätzen. Die Eltern hinterher. Der letzte Gang zur Schule, durch die heiße Gelsenkirchener Innenstadt, im Abendkleid vorbei am Schalke-Fanshop, dem Nagelstudio, dem Jobcenter, der „Friesenstube“ und dem Kik. „Die letzten Meter, die allerletzten“, sagt Loreens Vater. Ein allerletzter väterlicher Versuch auch, die Stimmung zu lockern: „La-Ola?“ Loreen überhört es.

Wie geht's so, eine halbe Stunde vor der Entscheidung über die eigene Zukunft? „Mich juckt das 'n Scheiß“, sagt sie. Das Zittern ihrer Stimme sagt: das exakte Gegenteil. Amelia, neben ihr herstöckelnd: „Die Spannung steigt.“

Auf dem Pausenhof der Gertrud-Bäumer-Realschule haben die Hausmeister acht Reihen Stühle aufgestellt mit Blick auf den erhöht liegenden Außengang vor der Turnhalle, den sie als Bühne zweckentfremden. Auf den Treppenstufen hoch zum Mikrofon haben sie mit Panzertape einen schmalen roten Teppich befestigt, drum herum stehen Bierbänke für Eltern, Geschwister, Großeltern, Lehrer.

Noch zehn Minuten. Amelia und Loreen beugen sich übers Handy, gehen noch schnell durch, welchen Lehrern sie die goldenen Pokale für besondere Lehrerleistungen verleihen wollen. Ein paar Meter weiter trägt Bilal, der zweite Schülersprecher, drei Freunden seinen Teil der Rede vor, die er und Loreen gleich halten werden. Paul klatscht an der Tischtennisplatte mit seinen Jungs ab.

Noch fünf Minuten. Links neben der Bühne lässt Shahad, ebenfalls im Paillettenkleid, gleich zwei Notfälle versorgen: Eine junge Lehrerin muss ihr fix die künstlichen Wimpern ankleben, ein anderer Lehrer joggt mit einem ihrer Schuhe nach drinnen, um einen klemmenden Riemen zu befreien.

Dann: Ruhe, bitte. Die Zeugnisfeier beginnt. Der letzte Akt, bevor es für Loreen, Amelia, Bilal, Shahad und Paul raus gehen soll. Mit fünfzehn, sechzehn, siebzehn raus aus der Schule, rein in – ja, wo rein denn? Man könnte jetzt „das echte Leben“ sagen, aber man darf wohl unterstellen, dass sie das schon kennen.

Ihr Leben spielt in einer Stadt und an einer Schule, denen es an vielem mangeln mag, aber sicher nicht an Vor- und Pauschalurteilen. Gelsenkirchen: die ärmste Stadt Deutschlands, gemessen am Einkommen ihrer Einwohner. Nirgendwo gibt es so eine hohe Arbeitslosenquote. 15,2 Prozent diesen Juni. Bundesweit waren es 6,2. Nirgendwo wachsen mehr Kinder in Sozialleistungsempfängerhaushalten auf – mehr als ein Drittel. Und die Gertrud-Bäumer-Realschule: den Kennziffern nach das, was der Boulevard wohl „Brennpunktschule“ nennt. In Nordrhein-Westfalen gibt es eine Skala, um den Förderbedarf von Schulen zu bestimmen, den „Schulsozialindex“. Dafür wird ermittelt, wie viele Kinder im Einzugsgebiet einer Schule Sozialleistungen beziehen, wie viele im Ausland geboren sind,

wie viele zu Hause nicht vorwiegend Deutsch sprechen, wie viele Förderbedarf haben. Auf dem Index ist Eins das Optimum. Die Gertrud-Bäumer-Schule liegt bei Neun. Von Neun.

Wie das ist, groß und erwachsen und raus ins Leben geschickt zu werden im Jahr 2026, und dann auch noch hier – das wollen sie erzählen, Loreen, Amelia, Bilal, Shahad und Paul. Immer wieder, über ein gutes halbes Jahr. Ihrem letzten halben Jahr auf der Realschule.

Das fängt damit an, dass man gleich beim Ankommen jedes vorab geformte Bild einer sogenannten Problemschule lieber wieder zur Seite schiebt. Die Gertrud-Bäumer-Realschule, die sie hier der Einfachheit halber nur GBS nennen, ist wunderschön. Roter Backstein, riesige Fenster, ein prächtiges, sandsteinfarbenes Portal mit Rundbögen, und drinnen Altbaucharme.

Ein Donnerstag im Dezember, noch ein Tag bis zu den Weihnachtsferien, Projekttag. In der Turnhalle findet ein Hockeyturnier statt, Höllenlärm und Teenieschweiß. In der alten Aula, einem prächtigen Saal mit Kuppeldecke, leuchtet ein Christbaum. Davor hat die Schülervertretung zwei Tischreihen aufgebaut mit Kuchen, „Durstlöscher"-Trinkpäckchen, Wasser, Schokoriegel. Verkaufen sie alles an die Mitschüler, 500 Euro wollen sie einnehmen, als Spende für SOS-Kinderdörfer. Ob das klappt? Der fünfzehnjährige Bilal streckt den Rücken durch, stellt den Blick auf geschäftsmäßig und sagt: „Wir versuchen's, wir geben unser Bestes. Alles andere können wir nicht beeinflussen." Was grundsätzlich ein schöner Satz ist über die Schule und überhaupt übers Leben.

Bilal hat vor ein paar Tagen die Schülersprecherwahl gewonnen, Loreen lag knapp hinter ihm, sie sind jetzt die Doppelspitze. Der alte Schülersprecher war von der Schulleitung abgesetzt worden, soll ziemlichen Mist gebaut haben, nur wurde mit ihm auch Shahad als Co-Sprecherin abgesetzt. Sie sagt: völlig ohne Grund. „Ehrlich, das ist doch keine Demokratie."

Der blaue Durstlöscher, Geschmacksrichtung Eistee Pfirsich, ist um kurz nach elf ausverkauft. Ein Mädchen kommt angeschlurft und ruft zu Loreen im engen schwarzen Kleid hinter dem Verkaufstisch: „Boah, Loreeeeen, du siehst super aus!" Die hat die Wimpern lang getuscht, die Brauen nachgezogen, Make-up nicht zu knapp. Nachher geht's noch mit ein paar Mädchen aus dem Jahrgang nach Düsseldorf. Sie ist ganz froh, dass morgen Ferien sind. „Zehnte ist schon krass stressig." Bilal neben ihr findet Ferien eigentlich langweilig. In den vergangenen Sommerferien war er drei Wochen in einer Summer School, aber im Winter gibt es keine Ferienakademie. Er guckt ernsthaft verständnislos. Bilal ist nicht nur in der Schülervertretung, sondern auch in einer Vorlese-AG, macht bei den „Demokratie-Buddies" an der Schule mit, einem Projekt gegen Rassismus. Plus Fußballtraining nachmittags und Lauftraining morgens vor der Schule.

Bilal sagt, er sei traurig, dass die Realschule bald vorbei ist, dass er „dieses Zuhause" bald verliert. Loreen sagt: „Alles, was man macht, ist das Letzte hier." Wie der Weihnachtsprojekttag. Shahad läuft die paar Stufen in die Mensa runter mit Stiefeln bis zu den Knien. Sie kommt später mit nach Düsseldorf. Krass laut hier, sagt sie. Und Loreen: „Boah, Crashout." Falls hier über Zwanzigjährige mitlesen: Sie kriegt die Krise.

Shahad dreht wieder um, will zeigen, was sie zu diesem Projekttag beigetragen hat. In einem Klassenzimmer sitzen Freundinnen von ihr, vor ihnen Fünft- und Sechstklässlerinnen. Die Großen feilen, kleben, lackieren den Kleinen sehr lange bunte Nägel. Müssen nur

langsam fertig werden, gleich ist Schulschluss. Shahad brüllt, als wäre sie hier der Drill Sergeant: „EY! Fandet ihr die AG cool?!“ Darauf die Kleinen leise im Chor: „Jaaa.“

Sie hat ihr Handtäschchen dabei, den Ledermantel überm Arm. Kann losgehen. Und einen der unten ausverkauften blauen Durstlöscher in der Hand. Hat sie von der Schülervertretung bekommen. „Kontakte“, sagt sie und zwinkert.

Shahad sagt, dass es ihr schlecht gehe beim Gedanken an den Abschluss. „Weil ich meine Klasse liebe. Weil die mich lieben.“ Eine Lehrerin kommt ihr entgegen, zwinkert ihr zu. Shahad grinst. „Ey, Bürgermeister“, sagt sie zur Lehrerin, die lacht. Als sie weg ist, klärt Shahad auf: „Die sagt immer, ich bin hier Bürgermeister.“

Und was willst du mal werden? „Chef!“, ballert Shahad raus. „Nee, Spaß, bin schon Chef.“ Unten, auf dem Schulhof setzt sie sich auf ein Fensterbrett, an der Scheibe klebt der „Spruch der Woche“ auf einem Zettelchen: „Das Leben ist ein bunter Blumenstrauß an Möglichkeiten.“ Shahad liest es und verdreht die Augen.

Ziemlich genau eine Woche nach dem Weihnachtsfest in der Schule ist ihre Stadt in den Nachrichten. Also so richtig. New York Times und so. Irgendwelche Typen haben über die Weihnachtstage ein Loch in den Tresorraum einer Sparkasse in der Stadt gebohrt und die Schließfächer ausgeräumt. Möglicherweise mehr als hundert Millionen Euro Beute. Vielleicht der größte Diebstahl der jüngeren deutschen Geschichte.

Erst Wochen später kriegt Bilal mit: Auch ihn hat's getroffen. Habe er nicht gewusst, sagt er, dass seine Eltern ihr Bankschließfach ausgerechnet in dieser Sparkassenfiliale hatten. Darin hätten seine wertvollsten Pokémonkarten gelegen, sagt er, die sammelt er. Hätten die Diebe aber liegengelassen, sagt Bilal, wussten wohl nicht, dass seltene Karten auch mal ein paar Tausend Euro bringen.

Der Einbruch in die Sparkasse spült die übelsten Vorurteile über Gelsenkirchen nach oben, die Kommentarspalten schäumen über: „Die ganzen bürgergeldempfänger (sic!) haben Angst um ihr Schwarzgeld“, „Und weg isset dat Haram Geld“ (ebenfalls: sic!). Und so weiter.

Die Stadt hatte es unbestritten nicht leicht über die vergangenen Jahrzehnte. Weggebrochene Industrie, Wegzug, Zuzug von überdurchschnittlich vielen Migranten bei gleichzeitig immer noch mangelhaftem Arbeitsplatzangebot. Eine Mischung, die Gelsenkirchen auch zum ultimativen So-darf-Deutschland-niemals-werden-Beispiel für die radikale Rechte macht. Bei der Stadtratswahl im Herbst 2025 hat die einst große SPD hier 30,3 Prozent geholt. Und die AfD 29,9, bei der Bundestagswahl war sie sogar stärker. Gelsenkirchen war einer von zwei Wahlkreisen in Westdeutschland, in denen die AfD die meisten Zweitstimmen bekam.

Natürlich bekommen sie all das auch an der GBS mit. In der alten Aula haben sie am 27. Januar die Stühle in Reihen aufgestellt, alle Zehntklässler sind da und ein paar Ehrengäste. Holocaust-Gedenktag, den begehen sie auch hier in der Schule. Streicher spielen vom Band, dann treten Bilal und Loreen ans Mikrofon. Er sagt, dieser Termin sei „ein Moment, in dem wir ganz bewusst innehalten und uns erinnern, wohin Hass, Ausgrenzung,

Menschenverachtung führen kann“. Sie sagt: „Erinnern ist nicht nur Rückblick. Erinnern ist auch Gegenwart.“

Die Schulleiterin erklärt danach, dass sie den Gedenktag jetzt zum fünften Mal begingen, und zwar aus Gründen. Am 12. Mai 2021 standen, angestachelt von einer der vielen Eskalationen in Gaza, an die 200 Menschen vor der Synagoge in Gelsenkirchen und brüllten „Scheiß Juden!“. Videos davon sind durch die Republik gegangen. Vorne am Rednerpult sagt Schulleiterin Antje Bröhl jetzt, sie hätten damals in der pöbelnden Menge auch Schüler der GBS entdeckt. Etwas, das die Schulleitung „zutiefst beschämt“ habe.

Deshalb auch ihre dringende Bitte an die Zehntklässler vor ihr: „Ihr müsst euch gerade machen gegen Rassismus.“ Denn gerade sehe man ja, wo der wieder hinführe. In jenen eiskalten Januartagen sind überall die Bilder zu sehen aus den USA, von den ICE-Abschiebetrupps, die ausländisch aussehende Menschen von der Straße in Trucks zerren.

Und auch in Gelsenkirchen nähmen die „antidemokratischen Tendenzen“ zu, sagt die Schulleiterin. An diesem Tag ist als Vertreter der Stadt der erste stellvertretende Bürgermeister von der SPD gekommen. Der zweite Stellvertreter ist zu diesem Zeitpunkt ein Mann von der AfD. Wäre er zum Holocaust-Gedenktag gekommen – Schulleiterin Bröhl will sich das lieber nicht vorstellen.

Auch den Zehntklässlern ist schon klar, dass Gelsenkirchen eine Stadt mit besonderen Voraussetzungen ist.

Kurz vor acht an einem Donnerstag im März. Eigentlich hätten Loreen und Amelia gerade Deutsch, anderer Raum. Aber was sie da gerade durchnehmen, haben sie eh nicht so richtig auf dem Schirm, kann also nicht so wichtig sein, finden sie, und mit der Begründung „Interview“ durften sie dann auch wegbleiben. Nachher schreiben sie noch Englisch, das wäre wichtiger. Paul setzt sich dazu. Er interpretiert die Anwesenheitspflicht im Kunstunterricht auch etwas freier. Im Klassenraum hängen noch goldene Sichelmonde und eine „Mubarak“-Girlande, hatten sie fürs islamische Fastenbrechen in der Woche vorher aufgehängt.

Heute soll es um ihre Stadt gehen, um Gelsenkirchen. Deshalb erzählen sie von diesem einen Jugendtreff. „Da geht es extrem schlimm zu“, sagt Loreen. Sie war dreizehn, Amelia zwölf, als sie anfingen, dort mit anderen abzuhängen. Der Kiosk in der Nähe, in dem keiner nach einem Ausweis fragte, war natürlich eine Verlockung. Auch vor der Schule. Erste Stunde schwänzen, bisschen was trinken, dann angesoffen in die Schule. Oft sei das so gelaufen, sagen sie, und nicht dabei geblieben.

„Es wird gekifft, es wird Koks gezogen, es werden sich Teilchen geschmissen“, sagt Loreen. „Gefühlt alles bis auf Heroin.“ Amelia nickt: „Jeder nimmt da irgendwas.“ Klar hätten sie sich da ein bisschen durchprobiert, erzählen sie. Ständig angesoffen und high, bis sie irgendwann gar nicht mehr richtig gegessen und getrunken hätten. Paul guckt sie fassungslos an. Außerdem habe da in der Öffentlichkeit jeder mit jedem rumgemacht, sagt Loreen. Irgendwann hätten sie dann gedacht: Ziemlich peinlich, zu diesen Leuten gezählt zu werden. Nach so etwa einem Jahr haben sie den Kontakt zu ihrem Freundeskreis vom Jugendtreff dann abgebrochen.

Natürlich ist es nicht so, dass Gelsenkirchen so einen Ort und so ein Freizeitvergnügen exklusiv hätte. Auch München und Hamburg und Idar-Oberstein und Dingolfing bieten ihrer Jugend alle Möglichkeiten zum Absturz und im schlechteren Fall auch für ein längerfristiges Abschmieren. Aber Loreen, Amelia und Paul finden: Gelsenkirchen ganz besonders. Weil es hier einfach viele Orte gebe, an denen Jugendliche so rumhängen, rauchen, saufen, Drogen probieren und pöbeln. Weil diese Stadt, so kann man die drei verstehen, einen ganz besonders starken Sog entwickeln kann aus Verrohung und Verlotterung, und dann ist eh alles scheißegal. Wer nicht aufpasst, wird verschluckt.

Am Klassenzimmertisch werfen sie die Geschichten hin und her. Von den Junkies etwa, die sich hinterm Hauptbahnhof auf der Straße ihre Spritzen setzten, und den Vollidioten, die da Passanten anpöbelten und selbst kleine Mädchen sexuell belästigten. „Ich bin echt manchmal erstaunt davon, wozu Menschen fähig sind hier“, sagt Amelia. Nachts alleine am Hauptbahnhof oder im Park? „Das wär Selbstmord.“

Paul erzählt, wie ihm mal, als er elf war, irgendein Typ eine geklatscht habe, weil er kein Feuerzeug für ihn hatte. „Das ist, gut zusammengefasst, Gelsenkirchen“, sagt Paul und lacht. Darauf Loreen sehr ernst: „Ist halt ganz viel Gewalt, Kriminalität und ... asozial sein.“ Wobei es in der Stadt, gemessen an der Einwohnerzahl, weniger Straftaten gibt als zum Beispiel in Düsseldorf. Und Amelia: „Gelsenkirchen halt, ne. Ich bin ja auch hier aufgewachsen.“ Kurze Pause. „Leider Gottes.“

Amelia ist in Polen geboren. Sie war eineinhalb, als ihre Familie hierhergezogen ist, Oma, Opa, Mutter, Vater, sie. Ihre Eltern und ihre Großeltern hätten ihr schon auch erzählt, sagt Amelia, dass die Stadt früher schöner gewesen sei. Bunter. Lebendiger. Die Leute netter. Aber mittlerweile: „Ich finde, dass alles verblasst irgendwie halt. Unsere Stadt ist wirklich tot. Da ist gefühlt gar nichts mehr.“ Immer mehr Läden zu und die Leute: „immer respektlos und dieses grimmige Gesicht“. Und ja, sagt sie, sie finde schon auch schade, dass es hier immer weniger „Deutsches“ gebe. „Oh Gott, das hört sich so rassistisch an.“

Amelia holt ein bisschen aus, man soll sie da jetzt bitte nicht falsch verstehen. Loreen nickt und steigt mit ein. Es sei nun mal so, sagen die beiden, dass unter den vielen Migranten, die nach Gelsenkirchen kommen, auch viele seien, die eben nichts beitragen wollten. Die sich nicht integrieren, nicht arbeiten und dann auch noch die Stadt vermüllen würden. Und Loreen: „Ich finde, das ist mit einer der größten Aspekte einfach, warum die AfD so stark gewählt wird.“ Amelia und Paul nicken. „Eigentlich traurig, dass das so die Lösung hier ist“, sagt er.

Wobei sie auch nicht sagen wolle, schiebt Loreen noch nach, dass nur Migranten das Problem wären, und schon gar nicht alle. Einfach ‚Ausländer raus‘ zu sagen, wie das die AfD mache, das sei doch auch falsch, findet sie. Im Klassenraum der 10A hängt hinten an der Decke eine Girlande, daran kleine Flaggen: Türkei, Kroatien, Polen, Albanien, Deutschland, Kasachstan, Italien, Syrien, Armenien, Marokko, Slowakei. Die Flaggen der Länder, in denen die Schülerinnen und Schüler ihre Wurzeln haben.

Wenn sie mal Kinder hat, sagt Loreen, wolle sie die nicht hier großziehen. Nicht in Gelsenkirchen. Sie würde auch nicht sonst wo nach Timbuktu ziehen, aber halt irgendwohin, wo es schöner ist als hier. Bochum zum Beispiel. Oder Essen. Mit Amelia natürlich. Auch

Paul will weg, erst mal in die Nähe von Köln, da leben Verwandte von ihm. Und irgendwann vielleicht nach Zypern, da gebe es schöne Strände und niedrige Steuern.

Schon krass, finden sie, finden auch die anderen, dass sie mit fünfzehn, sechzehn, siebzehn schon entscheiden sollen, was sie mit ihrem Leben anfangen wollen. Loreen erzählt, dass sie Pflegefachfrau werden will. Sie hat mal ein Praktikum im Krankenhaus gemacht, da hätten sie ihr gesagt, du hast zehn Minuten, um einer alten dementen Dame ihr Essen zu füttern. „Hab mir dann vierzig Minuten genommen. Das geht doch nicht." Amelia sagt, sie wolle auch Pflegerin werden, sie machen doch immer alles zusammen.

Was Loreen nicht erzählt, was ihr Vater später berichten wird, ist die unglaubliche Qual bei den Bewerbungen. Von oben in Dortmund bis runter nach Köln habe sich Loreen beworben, knapp hundertmal und überall nur Absagen. Alle wollten am liebsten schon quasi 20 Jahre Berufserfahrung sehen, sagt er, und nähmen keine Realschülerinnen, wenn sie auch Bewerber vom Gymnasium hätten. Eine einzige Zusage wird Loreen am Ende haben.

Paul sagt, er will sein „Q" schaffen, die Qualifikation für die Oberstufe am Gymnasium, wie einige hier im Jahrgang, und später Jura oder Psychologie studieren, „aber wird natürlich schwer". Bilal sagt bei einem anderen Treffen, er will auch an die Oberstufe und dann Jura studieren, weil: „Es bietet sehr viele Möglichkeiten im Bereich Politik und Wirtschaft."

Shahad sagt, sie hat noch gar keine Ahnung. Erst mal Fachabi. Noch ein bisschen Zeit kaufen, bis sie sich entscheiden muss. Sie schlendert an einem verregneten Tag über den Platz hinter dem Hauptbahnhof, links und rechts erdrückt von grauen Plattenbauklötzen, in der Mitte ein Brunnen, der vor sich hin tröpfelt. Auf einmal werden ihre Augen groß. Durch ein Schaufenster rechts sieht man auf einer Arbeitsfläche Teigbälle liegen, ausgebackene Fladen daneben, warm und weich zieht der Duft aus der Tür. „Dieses arabische Brot", sagt Shahad, „direkt – es gibt mir so Feeling." Das Feeling wäre: Erinnerung. Heimat.

Sie ist in Daraa in Syrien geboren. Sie war zwei, als ihre Eltern sich mit ihr auf den Weg machten, erst nach Jordanien. Sie blieben, bis Shahad sechs war, in Syrien war ja Bürgerkrieg. Dann weiter nach Deutschland. 2015 war das. Hier dann neue Stadt, neue Sprache, neue Freundinnen, neue Schule. Neues Leben. Mit dabei hat sie an diesem Freitagmittag ihre Freundin Deva, auch sie ist 17, muss in die gleiche Richtung, hat auch noch ein bisschen Zeit, die Stadt zu zeigen. Deva sagt, obwohl sie in Deutschland geboren sei, sie sei Türkin, und erzählt von einem Video, das sie auf Tiktok gesehen habe. Irgendwelche Leute hätten hier auf dem Platz hinter dem Bahnhof die Leute angesprochen und gefragt, ob sie Deutsch sprechen, nur um sie vorzuführen. Oder dieses andere Video, was diesen Frühsommer auftauchte, von der AfD: Laufen da durch Gelsenkirchen und drücken des Deutschen offensichtlich nicht mächtigen Roma Besen in die Hand, damit sie die angeblich von ihnen verdreckte Stadt putzen. Nach diesem Video hat der Stadtrat übrigens neulich den AfD-Vizebürgermeister abgewählt.

Und obwohl auch Deva findet, dass es hier ein großes Problem gebe mit Migranten aus Rumänien und Bulgarien und dem Müll – dass die AfD hier so viele Anhänger hat, finden beide traurig. Nicht, dass sie beide groß angefeindet würden. Es ist eher was Grundsätzliches:

„Ich kann gar nicht verstehen, wenn Leute immer noch supporten, wie Hitler gehandelt hat“, sagt Shahad. „Gar nicht.“ Jeder Deutsche habe doch gelernt, wo das hinführen kann.

Die beiden laufen zurück, in die Fußgängerzone. Früher haben sie hier viele Nachmittage verbracht, erzählen sie, bisschen abhängen nach der Schule, was essen, durch die Läden streifen. Nur hat letztens der Bubble-Tea-Laden zugemacht, den sie so mochten. Genauso der Dönerladen mit dem Fünf-Euro-Menü. Und als Primark zugemacht hat, sagt Shahads Freundin Deva, „das hat uns wirklich auseinandergenommen“.

Kurz muss Shahad lachen. „Was mir letztens aufgefallen ist hier in Gelsenkirchen“, sagt sie: „Ohne Witz, es unterscheidet sich gar nicht mehr von meinem Heimatland.“ Sie zeigt nach links, zeigt nach rechts, „überall ausländische Läden“, Imbisse, Shishabars, Klamottenläden. Was ein bisschen übertrieben ist, aber ja, zwischen Modehaus Schmitz und der Müller-Drogerie sind hier auch einige Geschäfte mit türkischen oder arabischen Namen. In den Seitenstraßen noch mehr. Letzte Woche, erzählen die Mädchen, haben sie in Erdkunde drüber gesprochen, was ihnen hier fehlt. Zum Beispiel: vernünftige Läden zum Shoppen, nicht immer nur H&M. Oder eine richtige Shopping-Mall, nicht so eine wie das „Bahnhofcenter“, wo es außer Rossmann und Penny noch ein paar Imbissbuden gibt, einen Barbershop und eine Spielhalle. „Gelsenkirchen – tote Stadt“, sagt Shahad.

Aber ist auch nicht so, dass sie die ganze Stadt deshalb hassen würde. Sie ist öfter in Hamburg, findet sie schon schöner, aber die Leute da, alle so schlecht drauf, sagt sie. Gelsenkirchen kein Vergleich dazu. Alle viel netter hier, findet Shahad. In Bismarck erst recht, da wohnt sie, da geht es jetzt auch hin, mit der 382. Draußen am Bahnhof schreit irgendein Typ rum und es fängt an zu schütten. Im Bus lässt sich Shahad in einen Vierersitz fallen.

Gelsenkirchen-Bismarck, benannt nach der Zeche Graf Bismarck, die einst den Aufstieg Gelsenkirchens zur Kohle- und Arbeiterstadt mitbedingte, die aber auch schon 1966 dichtgemacht wurde. In der Öffentlichkeit gerne auch: Problemstadtteil, Brennpunkt o. ä. Jedenfalls eine Gegend, über die auch viele Gelsenkirchener Vorurteile haben von Gewalt, Kriminalität, angeblicher Überfremdung. Auch Shahad kriegt dieses Gerede schon seit Jahren mit, und irgendwie ist sie selbst auch in eine Schiene reingerutscht, die gewisse Vorurteile zu erfüllen schien.

Da seien andere Kinder auf der Realschule gewesen, erzählt sie, die sie ständig beleidigt und provoziert hätten. Ließ sie sich nicht bieten, ums Verrecken nicht. „So ein Ego-Ding“, sagt sie. Hat dann zugeschlagen. In der fünften Klasse fing das an, in der sechsten ging es weiter. „Siebte hab ich mich komplett geschlagen, also, immer.“ War auch frech zu den Lehrern. Bis sie fast geflogen ist.

Da, sagt sie, habe sie gecheckt, dass es so nicht weitergehen konnte. „Ich bin nicht so, meine Eltern haben mich auch nicht so erzogen“, sagt sie beim Aussteigen aus dem Bus. War nur nicht so einfach, den Ruf bei den Lehrern wieder loszuwerden. „Aber es gab auch Lehrer, die an mich geglaubt haben“, ein, zwei, die ihr gesagt hätten, du bist doch eigentlich anders, du kannst mehr aus dir machen. „Ich wollte die nicht mehr enttäuschen.“ Was irgendwann auch geklappt hat. Später wurde sie ja sogar Schülersprecherin.

Die Sonne bricht durch und Shahad und Deva biegen um eine Ecke, gegenüber wohnt Shahad, zweiter Stock, mit ihren Eltern und den vier Geschwistern. Abends, sagt sie, werde die Gegend im Sommer erst so richtig wach, dann kämen alle noch mal raus, die Kinder, die Alten. „Ey, ich liebe Bismarck“, sagt sie, „sobald ich hier bin, fühl ich mich sicher.“

Schulleiterin Antje Bröhl sagt, Shahad könne wirklich stolz auf sich sein. Um die jüngere Shahad habe sie Sorge gehabt. Hätte sie damals nicht gedacht, dass dieses Mädchen jetzt auf dem Weg zu einem ziemlich ungefährdeten Realschulabschluss sein würde.

Ein strahlender Aprilmorgen, Bröhl zieht die Tür zu ihrem Direktorinnenzimmer zu, einem hellen Eckbüro im Erdgeschoss, und setzt sich an ihren Besprechungstisch. Musste gerade noch was klären. Anruf vom Jugendamt, eine ihrer Schülerinnen werde schon wieder zwangseingewiesen, wurde sie letztens schon, sagt Bröhl. Das seien dann die Momente, in denen man auch mal kurz durchatmen muss.

Sie sagt, hier komme man nicht weit, wenn man nur den Stoff durchprügeln würde und die Kinder wieder entließe. Der Unterrichtsstoff mache vielleicht fünfzig Prozent des Jobs hier aus. Die anderen fünfzig: erziehen, lebensberaten, behelfstherapieren.

Alles ein bisschen härter als, sagen wir, am katholischen Gymnasium im Münsterland. Wobei die Polizei relativ selten anrücken müsse, sagt Antje Bröhl. Denn, eiserne Schulregel: Wer schlägt, fliegt. Wenigstens für einen Tag. Wer öfter schlägt, halt länger. Bröhl findet, der Begriff „liebevolle Strenge“ treffe es ganz gut.

„Wir haben hier die ganze Bandbreite“, sagt Bröhl. Von den Wohlbehüteten bis zu denen, die vielleicht mit vier Geschwistern auf zwei Zimmern groß werden, wo kein oder kaum Deutsch gesprochen werde, wo die Eltern überfordert oder vielleicht gleich ganz weg seien. Wie gesagt: Neun von neun auf dem Schulsozialindex.

Wobei Bröhl sagt, dass diese Zahl überflüssig finde, weil sie die Kinder doch sowieso nehmen muss, wie sie kommen. Sie haben Beratungslehrer, eine Schulsozialarbeiterin sowieso, ein eigenes „Berufsorientierungsbüro“ und sie sind im Netzwerk „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“. Demokratiebildung: ganz wichtig, findet Antje Bröhl, damit die Kinder früh merken, dass sie etwas verändern können. Gerade die, denen das Leben sonst nichts schenkt.

Draußen, am Hauptportal, ist ein Spruch in die Wand gehauen. Er soll Erinnerung sein an den Bezug der Schule 1914, vor 112 Jahren, aber als Anspruch taugt er heute noch: „Denken – Das Wahre/ Fühlen – Das Schöne/ Wollen – Das Gute“.

Mitte April steht „das Schöne fühlen“ eindeutig im Vordergrund. Wind peitscht über den weiten Strand. Das Wasser glitzert kalt unter der Sonne. Fünfzig, sechzig Gestalten stapfen in Hoodies, Daunenjacken, Jogginghosen und Baggy-Jeans durch den Sand. Es ist halb zwölf und die hier entstehenden Gruppenfotos werden später wohl einige ziemlich müde Gesichter zeigen. Loreen trägt Sonnenbrille, orange getönte Gläser, geformt wie Flammen. Ging ein bisschen länger gestern.

Die 10A, C und D sind auf Abschlussfahrt in Ouddorp, einem Küstenörtchen ein Stück südlich von Den Haag und Rotterdam. Die Häuser in der labyrinthartigen Feriensiedlung, in

der alle Fassaden irgendwie cremefarben aussehen, stehen in Reihe. Loreen und Amelia sind zusammen in einem, mit sechs anderen Mädchen aus ihrer 10A. A wie Abriss, sagt Loreen. Paul und Bilal sind mit hochgekommen.

In der Wohnküche sieht es erstaunlicherweise gar nicht nach Abriss aus. Am Eingang stehen die Schuhe sauber nebeneinander, in der Küchenzeile liegen nur Äpfel, Bananen und Tomaten rum. Und Zitronen, aus denen Loreen später Zitronenkuchen backen will. Amelia schnappt sich ein vom Frühstück übrig gebliebenes Croissant und legt den Kopf auf den Tisch, noch ein bisschen angeschlagen von gestern.

Tagesprogramm war: Amsterdam, erst Anne-Frank-Haus, was sie schon ganz interessant fanden, aber auch nervig, weil da so viele Treppen waren. Dann Zeit zur freien Verfügung, da sind sie mit einer Mädelstruppe in ein Restaurant „und wir hatten dann voll den Drang, Scheiße zu bauen“, sagt Loreen. Amelia zeigt ein Video, wie sie Tequila-Shots trinken und im Hintergrund Lil Jons „Shots“ aus den Boxen ballert. Keiner wollte die Ausweise sehen, also haben sie sich zu den Chickenwings mittags schon Schnäpse und Sex on the Beach und Wein gegeben. Gekifft später natürlich auch, weil, „was macht man in Holland?“, fragt Loreen. Abends hier auf dem Balkon dann weiter. Die Lehrer würden zwar um zehn einen Kontrollgang machen, erzählen die Mädchen, aber wenn die dann weg sind, drehen sie Musik und Flaschen halt wieder auf. „Seid ihr stolz drauf?“, fragt Bilal und lacht. Darauf die anderen: Hä, klar. „Ich distanziere mich von allem“, grinst er. „Ja, Bilal, du bist auch Muslim“, sagt Amelia, gespielt genervt. So ab halb vier nachts seien die Gespräche gestern richtig deep geworden, über die Vergangenheit, die Zukunft, so was.

An der anderen Tischseite ist das Gespräch innerhalb von Sekunden irgendwie von Pokémonkarten auf Pornos und Sex gekommen. Paul fragt, ob sie das Thema wechseln können. Bilal guckt, als wollte er ganz schnell hier weg. Er sehe das so: „Wart einfach auf den richtigen Moment, bis du die richtige Frau findest, und dann ...“ Ganz, ganz streng genommen dürfe man als Muslim eine Frau nicht mal berühren, bis man geheiratet hat. Amelia verdreht die Augen. „Ja, übertreib mal, Digga“, ruft sie. „Bums dich durch die Welt, Junge! Weißt du, wie kurz das Leben ist?“ Paul sagt, er sehe das nicht wie Bilal, „aber ich versteh ihn mit seiner unschuldigen Art“.

Über die Terrasse schlurft Shahad, trägt leichte Schatten unter den Augen, und steckt den Kopf durch die Tür. Auch wenn Alkohol und so nichts für sie seien, jeder mache hier Party, sagt sie, sogar die Langweiligsten. „Jeder lebt Hayat“, das Leben. Dann geht sie rüber in ihr Haus. Mittagsschlaf machen.

Amelia steht auf, rollt sich in eine Hello-Kitty-Decke und versinkt in der Couch. Sie fühle sich wie in einer WG, sagt sie. Oder eher einer Familie. „Wunderschön“, findet sie, dass sie noch mal so einen Trip zusammen erleben. „Weil, die Zeit wird bald vorbei sein, und man weiß nie, ob man sich überhaupt irgendwann wiedersehen wird.“

Als sie wieder zurück sind in Gelsenkirchen, wird es ernst, richtig ernst. Noch zweieinhalb Wochen, bis die Abschlussprüfungen losgehen. Shahad und ein paar Freundinnen verschanzen sich zum Lernen in der Stadtbibliothek. Loreen und Amelia ziehen quasi zusammen, um sich auf die Prüfungen vorzubereiten. Bilal sagt, die schriftlichen Prüfungen

werden die Hölle für ihn, weil er da nie so gut sei wie im Mündlichen. Paul wird später sagen: Hätte er mal mehr gelernt.

Am 13. Mai ist die erste Prüfung, Deutsch. Eine Woche später Englisch. Wieder eine Woche später Mathe. Dann ist es geschafft.

An einem der Junihitzewellentage wartet Bilal in der einigermaßen gekühlten Parfümabteilung bei Müller. Er steht vor dem Regal der Marke Lattafa und wedelt mit einem Teststreifen. Nicht schlecht, findet er: frisch, fruchtig, bisschen holzig. Will nachher mal seine Mutter fragen, ob er das kaufen darf. „Sollen wir was essen?“, fragt er und schlendert raus in die Fußgängerzone. „Mr. Wasabi“ ist so was wie der Stammladen für Bilal und seine Freunde. Er nimmt die Nudelbox mit Hühnchen, wie immer.

Beim Essen an einem kleinen Biertisch zeigt er ein Selfie mit dem Piloten seines Fluges gestern. Zwei der letzten Wochen Schule durfte er wegbleiben, waren ja eh schon alle Noten vergeben, und schließlich nicht zum Abhängen, sondern für ein Austauschprogramm des Goethe-Instituts mit deutschen und britischen Jugendlichen. Fünf Tage in Mönchengladbach, fünf in London. „Der urlaubigste Urlaub, den ich je hatte, obwohl das nicht als Urlaub gedacht war.“ Mit den anderen habe der Vibe gleich gestimmt, und London – einfach was anderes als Gelsenkirchen. „Als würde man so meine Seele nehmen und schön mal reinigen.“

Er kratzt die letzten Nudeln aus der Pappschachtel und ruft seine Mutter an, erzählt vom Parfüm, wechselt mitten im Satz ins Türkische. Bilal ist in Köln geboren, hat das Logo des Effzeh als Whatsapp-Profilbild. Als er vier war, sind die Eltern mit ihm nach Gelsenkirchen gezogen. Bei der WM, deren Vorrunde zu diesem Zeitpunkt gerade angefangen hat, ist er trotzdem für die Türkei. „Wir Türken sind sehr nationalstolz“, sagt er, jetzt auf dem Weg zum Bahnhofskiosk, um zu fragen, ob die noch Panini-Sticker haben, fast überall seien die ausverkauft. Haben sie. Er kauft zwei Päckchen, reißt beide draußen vorsichtig auf. Und zieht Lamine Yamal, den Teenagersuperstar aus Spanien. Super selten, sagt Bilal und guckt fassungslos. „Ist das geil, oh mein Gott.“

Zwei Wochen später. Noch zwei Tage bis zur Abschlussfeier. Amelia muss zu Müller, braucht noch Farbe, um die Haare im Rotton passend zum Kleid zu färben. Bilal will noch mal Parfums gucken. Loreen muss zum Nagelstudio. Shahad zum Bürgeramt, hat ihren Personalausweis verloren, sie muss einen neuen beantragen. Auf dem Weg erzählt sie, dass sie im Sommer nach Syrien fliegt. Zum ersten Mal seit der Flucht. Sie sagt, sie würde lieber nach Spanien. Paul ist an diesem Tag nicht mitgekommen. Später wird er erzählen, warum: Er hat den Realschulabschluss nicht geschafft. Bei ihm war nichts mit Resthoffnung auf den Zeugnistag, zu viele Fünfen. Klar ärgert ihn das. Aber ein Jahr mehr sei auch keine Katastrophe. Er wechselt die Schule, Neustart, neue Mitschüler, vor allem neue Lehrer.

Zwei Tage später dann: der Abschluss. Loreen und Amelia sind um sechs Uhr aufgestanden, um mittags glitzernd in der Kirche und dann bei der Zeugnisfeier zu sitzen. Die Mittagssonne hat keine Gnade und der Schulhof nur eine Handvoll Schattenplätze. Oben am Mikrofon sagt Frau Bröhl, die Schulleiterin: „Ihr habt mich sehr beeindruckt.“ Hier säßen einige vor ihr, die mit einem deutlich schwereren Rucksack durchs Leben gingen als andere. Gleich gebe es zwar die Zeugnisse, aber Noten sagten nichts darüber aus, was sie alle für gute

Menschen seien. Dann zitiert die Schulleiterin Blumengarten und Shirin David: „Du bist gut genug."

Danach sind Loreen und Bilal dran, die Schülersprecher. Sie lesen von ihren Handys ab, schnell und konzentriert. „Für uns endet ein wichtiger Abschnitt unseres Lebens", sagt Bilal. „Jetzt sind wir erwachsen."

Einer nach dem anderen schreitet über den festgetapten roten Teppich, um das Zeugnis entgegenzunehmen, ein offenbar sehr stolzer Vater steht mit dem Handy vorne und streamt alles live bei Tiktok. Als Dritte ist Shahad dran. Einige Namen später dann Loreen. Die Schulleiterin nimmt sie ein bisschen länger in den Arm als die anderen, flüstert ihr was ins Ohr. Erst als Loreen und die anderen aus der 10A sich wieder gesetzt haben, guckt sie in ihre Zeugnismappe. Man hört nur einen spitzen Schrei. „Oh mein Gott!" Loreen kann nicht mehr aufhören zu grinsen. Sie hat es geschafft.

Später, als der offizielle Akt vorbei ist, rennt Loreen zu ihren Eltern, fällt ihrem Vater in die Arme, beide völlig aufgelöst. In der Aula gibt es Sekt und Häppchen. Loreen und Amelia haben jede gleich zwei Pappbecher in der Hand. „Ich bin am Ende", sagt Amelia. „Alle zehn Jahre weg, einfach so."

Für den Abend haben sie den Partyraum in einem türkischen Restaurant gemietet, an einer vierspurigen Straße im Anbau eines Plattenbaus. Der Partyraum ist weiß gekachelt, die runden Tische und die Stühle mit weißen Decken und Hussen verhüllt, und mit dem gleißenden Deckenlicht könnte man hier auch einwandfrei jemanden operieren. Während der DJ sein Mischpult aufbaut, greift sich Bilal das Mikro und begrüßt zum letzten Mal seine Mitschülerinnen und Mitschüler und auch die paar Lehrer, die sie eingeladen haben.

Shahad hat ihr Glitzerkleid von vorhin noch an, sitzt an einem Tisch gegenüber und spielt mit ihren Haaren rum. „Ich realisiere irgendwie nichts", sagt sie, eher zu sich selbst. „Das ist alles zu schnell." Auch Amelia ein paar Plätze weiter sieht eher deprimiert aus. Dann knallt der Bass. Der DJ spielt den türkischen „Halay" auf voller Lautstärke, diesen Tanz, bei dem sich alle an den kleinen Fingern einhaken und im Kreis tanzen, immer schneller. Shahads Gesicht erstrahlt, sie springt auf. Amelia guckt erst skeptisch, dann lässt sie sich reinziehen. Und auch Bilal, der sagt, eigentlich sei Tanzen eher nicht so seins.

Loreen sitzt draußen auf der Terrasse und vapt mit ein paar Leuten. Tanzen fühlt sie noch nicht so. Drinnen gibt es Cola, Fanta, Sprite aus Dosen. Draußen geht eine Plastikwasserflasche rum, deren Inhalt nicht mehr der originale sein dürfte. Drei Lehrerinnen kommen raus und sagen, es sei Zeit für sie, zu fahren. Auch die Klassenlehrerin von Amelia, Loreen und Shahad. Letzte Versuche, sie zum Bleiben zu überreden. Dann fließen Tränen, bei allen. Ein letztes Klassenfoto. Da erwischt es Loreen so richtig, minutenlang. Sie und Amelia gehen um die Ecke.

Drinnen macht der Chef der Location das OP-Licht aus und das Partylicht an. Der DJ legt „Crazy in Love" auf. Aus der riesigen Box fragt Beyoncé auf den Beat: You ready? Sie sind so was von ready.

Da stürmen Amelia und Loreen rein, die Tränen abgewischt, die Schminke gerichtet, und Loreen brüllt: „Jetzt Party!“